

Verlobungsspiel

Autor(en): **Marxveldt, Cissy van**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 52

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

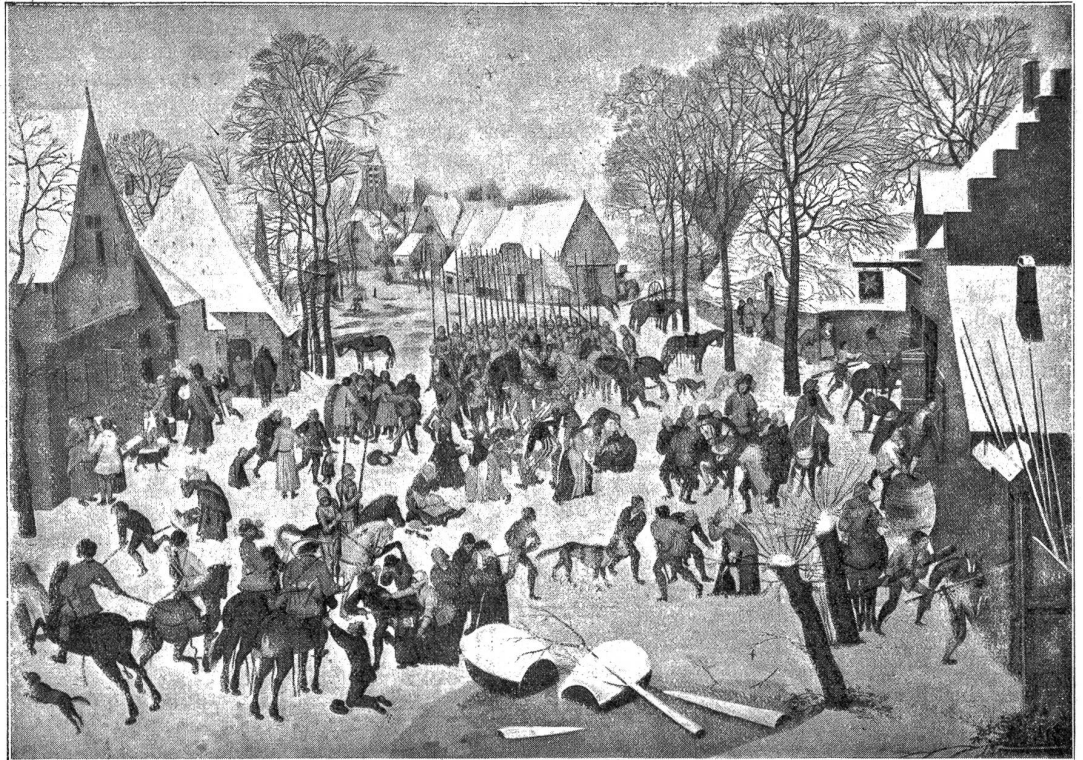
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pieter Brueghel (auch Bruegel),

der Ältere, ist der Stammvater der berühmten niederländischen Malerfamilie der Brueghels. Er lebte und malte um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der kunstliebenden Handelsstadt Amsterdam. Wegen seiner Vorliebe für häusliche Motive wurde er der „Bauernbrueghel“ genannt zur Unterscheidung von seinen beiden Söhnen, von denen Pieter Brueghel, der Jüngere, den Beinamen der „Höllensbrueghel“ erhielt wegen seiner phantastischen Spuckereien, und Jan, der Ältere, als „Samtbrueghel“ von „Blumenbrueghel“ bekannt ist von seinen sammetglänzenden Blumenstilleben her.

Das figurenreiche Genrebild nach der Art des hier wiedergegebenen „Bethlehemitischen Kindermordes“ ist für die älteren Brueghels charakteristisch. Die meisten erzählen lange Geschichten unter Mißachtung der Kunstregel, derzufolge der Maler nur einen Moment aus dem Geschehen, nicht aber eine ganze Folge von solchen darstellen darf. So zeigt unser Bild gleichzeitig örtlich und zeitlich von einander getrennte Szenen, wie ein genaueres Studium der Figurengruppen und der Hintergründe unserer Reproduktion erweist. Dabei fällt uns neben des Malers vereinfachten Bildervorstellungen seine große Kunst in der Darstellung des bewegten menschlichen Körpers auf. Seine Werke und die seiner Söhne und Enkel werden in den großen Museen Europas als besonders wertvolle Stücke geschätzt und betreut.



P. Brueghel der Ältere: Bethlehemitischer Kindermord.

Verlobungsspiel.

Skizze von Cissy van Marxveldt.

„Ich finde“, sagte Margot und tippte mit ihrem Fuß an das Schuhblech des Kamins, „ich finde, Fred, daß wir nicht zueinander passen.“

„Ja“, erwiderte er gelassen, „das habe ich auch immer gedacht.“

„Das hast du auch immer gedacht?“

„Ja.“

„Und warum hast du das denn niemals ...?“

„Du hast mich nie danach gefragt“, sagte er, seine Schuhspitzen betrachtend.

„Ein ausreichender Grund. — Aber warum findest du eigentlich, daß wir nicht zueinander passen?“

„Weil du so schön bist — und ich — und ich bin so häßlich.“

Sie lachte, den Kopf nach hinten geworfen. So sah sie ihn an.

„Was für ein Unsinn! Als ob das etwas damit zu tun hätte! Und außerdem bist du gar nicht häßlich.“

„Na, Gott sei dank“, seufzte er und betrachtete die Pracht ihres blonden Haares und ihrer schwarzen Augen. „Ich fürchtete schon, daß es etwas derartiges ...“

„Aber nein“, sagte sie, und ihr Fuß stieß etwas heftiger gegen das Kamineisen, „natürlich nicht.“

Es war einen Moment still. Er nahm ein Notizbuch aus seiner Brusttasche und notierte etwas sorgfältig mit dem Bleistift.

„Was tuft du denn jetzt?“ fragte sie verwundert.

„Ich schrieb mir auf, was du mir soeben gesagt hast. Mit dem Datum dabei. Dann vergesse ich es nicht.“

„O, wie gemein du bist!“ rief sie, aufspringend. „Tante Lucie hatte schon recht, als sie gestern abend sagte, daß du so herrschsüchtig seist und so tyrannisch, und daß wir später niemals glücklich sein würden.“

„Wann später?“ erkundigte er sich interessiert.

Neujahrsglocken.

Von Alfred Huggenberger.

Wiederum mit eh'rnem Munde
Meldet sich ein neues Jahr;
Angerührt vom Ernst der Stunde,
Nehmen wir das Zeichen wahr.

Schwingt im andachtvollen Läuten
Nicht ein süßes Klingen mit?
Schwer zu fassen, schwer zu deuten,
Hemmt es doch des Wandrers Schritt.

Er muß stehen, er muß lauschen
In sein eigen Herz hinein:
Ist es nur des Blutes Rauschen?
Könn't's ein Hauch vom Himmel sein? ...

Schreite, Wanderer, laß das Fragen!
Wenn der zarte Ton verehbt,
Wird es dir ein Ahnen sagen:
Sei getrost, die Liebe lebt!

„Nun, wenn wir verheiratet sind natürlich. Tu nicht so dumm.“

„Ach“, sagte er und steckte das Notizbuch fort. „Hast du noch etwas zu sagen?“

„Nein. Ist das noch nicht genug?“

„D gewiß. Aber ich dachte ... na, schön.“ Er erhob sich und bot ihr die Hand zum Abschied, doch sie winkte geringschäßig ab.

„Also Feinde, Margot?“

„Wie du willst.“ Sie drehte ihren Verlobungsring am Finger. Er sah es. Dann sprach er:

„Wir wollen lieber kein Theater spielen, findest du nicht auch, und einander mit verächtlicher Gebärde die Ringe zuwerfen. Außerdem wäre das auch sehr altmodisch. Laß uns im modernen Stil bleiben.“

„Was nennst du modern?“

„Nun, unsere Ringe erst dann zu wechseln, wenn wir jemand gefunden haben, mit dem wir wirklich glücklich sein können — später.“

„Da wirst du nicht lange zu suchen brauchen“, sagte sie höhnisch.

„Ich glaube auch“, sagte er und verneigte sich zum Abschied.

Doch als er an der Tür war, rief sie ihn zurück: „Fred!“

„Hast du noch etwas vergessen?“ fragte er.

„Nein — nur — daß wir, daß wir doch eigentlich Freunde bleiben können, so lange bis wir ...“

„Bis wir?“ wiederholte er.

„Nun, das hast du doch so schön gesagt, bis wir einen andern gefunden haben — beide.“

„Oder eines von uns.“

„Natürlich“, wiederholte sie, mit einer ungeduligen Bewegung ihres Kopfes, „oder eines von uns.“

„Ausgezeichnet. Vielleicht kann ich dir noch mit meinem Rat dienen.“

„Unsinn.“

„Oder du könntest mir raten. Unterstützt von Tante Lucie.“ Er streckte seine Hand von neuem aus. „Auf die neue Phase unserer Freundschaft.“

Sie legte die ihre hinein. „Guten Tag, Fred.“ Sie sah ihm nach, als er das Zimmer verließ. Dann setzte sie sich wieder vor das Kaminfeuer, den Kopf in beide Hände gestützt.

Eine Woche verging, bevor sie ihn wiedersah. Jeden Nachmittag hatte sie auf sein Kommen gewartet. Aber er kam nicht. Am siebenten Tage ging sie aus, um ihm zu begegnen. Sie traf ihn auch, dicht bei seiner Wohnung, und ihr Sinn aus ihrem Pelztragen hebend, sagte sie: „Du nimmst unsere Freundschaft nicht gerade ernst.“

Er nahm seinen Hut ab.

„Es tut mir leid, daß du das denkst.“

„Ich muß mir Tante Lucie gegenüber immer neue Gründe ausdenken, warum du nicht kommst.“

„Du könntest ihr doch den wahren Grund sagen. Es würde sie ohne Zweifel erfreuen.“

„Wo bist du in der ganzen Zeit gewesen?“

„Ich war stark in Anspruch genommen. Drei Diners, eine Abendgesellschaft und ein Ball. Es hat mich gewundert, daß ich dir nirgends begegnet bin.“

„Ich bemühe mich noch nicht um einen andern.“

„Dumm von dir.“

„Und hat man dich nicht gefragt, wo ich sei?“

„Gewiß.“

„Und was hast du geantwortet?“

„Daß ich es nicht wußte.“

„Einen blödsinnigen Eindruck muß das machen.“

„Ach nein, man hat sicher nur gedacht, daß es eine neue Laune von uns sei, eine moderne Exzentrikität.“

„Schön werden sie über uns klatschen.“

„Darüber muß man erhaben sein.“

„Du scheinst dich leicht in unsere Freundschaft gefunden zu haben“, sagte sie ironisch.

„Es ist ein ruhiges Experiment.“

„Also unsere Verlobungszeit war nicht ruhig?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Wir würden heute ein halbes Jahr verlobt gewesen sein“, sagte sie.

„Dein Gedächtnis war immer gut“, erklärte er lobend.

„Du hast natürlich nicht daran gedacht.“

Er lachte. „Ich gestehe nicht gern meine Fehler.“

Sie waren inzwischen vor seinem Hause angelangt.

„Wenn du bei mir eine Tasse Tee trinken willst, wird es mich freuen“, sagte er höflich.

„Wirklich, Fred?“

„Gewiß. Ich habe es gern, wenn mir Damen den Tee einschenken.“

Er öffnete die Haustür und ließ Margot vorangehen. Sie sumnte ein Lied, während sie durch den Flur nach seinem Wohnzimmer ging, in das die kühlen, matten Strahlen der Nachmittagssonne fielen. Sie ließ ihren Pelzmantel fallen und sank in den tiefen Sessel vorm Kamin. Er läutete nach dem Tee.

„Komisch, nicht, daß ich nun bei dir zum Tee bin?“

„Wir hatten doch vereinbart, Freunde zu bleiben. Da ist es doch nichts Besonderes, wenn du zu mir zum Tee kommst.“

„Du vergißt anscheinend, daß wir einmal verlobt waren.“

„Hat dies denn Einfluß auf den Grad unserer Freundschaft?“

„Ach, du willst mich nicht verstehen. Gib mir lieber Tee. Willst du mir einschenken, Fred?“

„Mit Vergnügen.“

„Das meinst du nicht ernst.“

„Doch. Jede Veränderung kann ein Vergnügen sein. Keinen Zucker, nicht wahr?“

„Hast du schon vergessen, Fred, daß ich immer viel Zucker nehme?“

„Richtig, ja. Eine Verwechslung ...“

„So?“ fragte Margot gedehnt, indem sie ihre Handschuhe auszog.

„Hier ist Tee und Butterbrötchen. Oder möchtest du lieber Gebäck?“

Margot hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in die Handflächen gelegt. So starrte sie in die Flammen des Kaminfeuers, die Stirn in Falten gezogen.

„Ich dachte, du hattest so großen Durst“, sagte Fred. Er setzte sich an die andere Seite des Kamins und rührte langsam in seinem Tee. Da sagte sie, ohne ihre Haltung zu verändern:

„Ich hasse dich.“

„Das tut mir leid.“

„Ich hasse deine ekelhafte, selbstzufriedene Gelassenheit.“

„Das bedeutet dann wohl das Ende unserer Freundschaft?“

„Allerdings. Es war eine irrsinnige Idee von mir, zu glauben, daß ich mit dir, mit dir — daß du mein Freund bleiben könntest.“

„Es tut mir leid, daß ich in deinen Augen versagt habe.“

„Es tut dir nicht leid. Du wirst froh sein, wenn du ganz frei von mir bist.“

„Dein Tee wird kalt.“

„Ach! Ist das deine einzige Antwort?“

„Eine andere Antwort glaubst du nicht.“

Sie stand auf und nahm ihren Pelz vom Stuhl.

„Ich gehe“, sagte sie.

„Ich bringe dich hinaus.“

„Nein, das wirst du nicht.“

Sie war bereits an der Tür, als sie sich noch einmal in dem Zimmer umsah, das ihr so lieb gewesen war, die

Ecke am Kamin und die Holzscheite, die hinter dem Kamin-eisen aufgestapelt lagen, und das Eisbärenfell vor dem Divan, das sie zusammen gekauft hatten. Da sah sie auf seinem Schreibtisch, hinter der Zinnvase mit Blumen, ihr Bild stehen. Sie trat von der Tür zurück, ihre Stimme klang weicher.

„Fred, da ist ... da steht mein Bild noch auf seinem alten Platz ...“

„Ja. Noch auf dem alten Platz“, sagte er.

„Das ist lieb von dir, Fred.“

„Es war eigentlich nachlässig von mir.“

„Wie meinst du?“

„Ich hatte es vergessen.“

Ihr Gesicht sah hilflos drein, das blonde Haar fiel ihr in weichen Wellen über die Ohren. Sie zog ihren Mantel dichter um sich, als ob sie fröre.

„Und läßt du es nun doch stehen, Fred?“

„Das wird von dir abhängen.“

„Inwiefern?“

„Du hast gesagt, daß du mich hassest — und ich kann doch nicht das Bild von jemand, der mich hasst, auf meinem Schreibtisch stehen lassen.“

Sie scharrte mit dem Fuß auf dem Teppich.

„Das habe ich nicht so gemeint, Fred.“

„Also doch Freunde?“

„Ja — wenn du noch willst.“

„Gewiß“, sagte er ruhig und stand auf. „Darf ich dich nun nach Haus bringen?“

„Ja. Und — das Bild, Fred?“

„Das bleibt stehen, bis du es zurückforderst.“

„Bis ich es zurückfordere“, wiederholte sie leise. Sie lief auf das Bild zu und betrachtete nervös lachend ihr Gesicht. Er wartete an der Tür auf sie. Sie drehte sich nach ihm um.

„Vielleicht verlange ich es früher zurück, als du denkst, Fred.“

„Das glaube ich nicht“, sagte er und öffnete ihr die Tür. —

Vier Tage später erhielt er einen Brief von ihr: „Fred, jetzt bitte ich dich, mir mein Bild zurückzugeben. Du mußt es mir selbst bringen, morgen nachmittag um vier Uhr. Ich denke, daß Tante Lucie dann noch schlafen wird, so daß wir ruhig und ungestört Abschied voneinander nehmen können. Denn ein Abschied wird es. — Margot.“

Und am Nachmittag des folgenden Tages erwartete sie ihn in ihrem Zimmer. Sie zog die Vorhänge zu, entzündete die Stehlampe in der Ecke beim Kamin und wartete, bis sie ihn kommen hörte. Sie lehnte sich zurück in ihrem Sessel und wies ihm einen Stuhl an.

„Setz dich.“

Er blickte auf den Tisch neben sich, auf dem, wie in einer Auslage, seine Geschenke, sein Ring und seine Bilder lagen. Dann sah er sie an.

„Es ist zwar unser Abschied“, sagte er, „aber du hättest nicht alles so ausstellen sollen, Margot. Findest du das nicht ein bißchen trivial?“

„Ich wollte dir nur zeigen, daß ich es ernst meine.“

„D, aber daran habe ich nicht gezweifelt.“

Einen Augenblick lang herrschte Stille im Zimmer. Eine Uhr tickte. Das Feuer im Kamin knatterte. Sie beugte sich vor nach der Glut.

„Fred, ich muß dir etwas sagen.“

„Ich höre.“

„Ich bin jemand begegnet — sein Name tut nichts zur Sache — es ist ein Jugendfreund von mir. Ich habe ihn früher sehr gern gehabt. Dann ging er ins Ausland. Und nun — nun ist er zurückgekommen. Und Fred — er liebt mich noch.“

„So?“ sagte er, als sie schwieg. Sie krampfte ihre Hände ineinander.

„Und ich — ich liebe ihn ebenfalls noch, Fred.“

„Darf ich dir Glück wünschen?“ Er streckte ihr seine Hand entgegen.

Sie betrachtete sein Gesicht. Es war ruhig wie immer.

„Ich weiß es sehr zu würdigen“, fuhr er fort, „daß du es mir, als deinem Freund, zuerst anvertraust.“

„Ja, du bist der erste, der es erfährt. Weißt du ... er wird nie wollen, daß ich dich noch sehe, Fred. Er ist sehr eifersüchtig.“

„Dann ist es besser, daß ich jetzt gehe. Ich will nicht, daß du — meinetwegen — Unannehmlichkeiten hast.“

„Er kommt später. Du kannst ruhig noch bleiben. Es wird so merkwürdig sein, wenn wir uns nie mehr sehen werden. Weißt du noch, wie du jeden Tag kamst früher?“

„Ja, daran erinnere ich mich noch.“

„Und wie ich jeden Tag Blumen von dir bekam? Und Erinnerst du dich noch an unser Mittagessen in dem reizenden, alten Häuschen mitten im Walde? Wie seltsam kann es doch zugehen in der Welt? Hättest du jemals gedacht, daß wir uns so ...“

„Daß wir uns so ...“

„Daß wir uns so trennen würden?“

„O ja!“

„Wirklich? Ich niemals. Es ist eine Offenbarung für mich gewesen, als ich ihn wiedersah ... meine erste Liebe ...“ sagte sie träumerisch. „Aber du wirst wohl auch nicht immer allein bleiben?“ fügte sie hinzu.

„Gewiß nicht.“ Er stand auf. Sie sah auf die Uhr.

„Gehst du jetzt schon? Willst du nicht erst eine Tasse Tee? Bitte, dann läute ich rasch.“

„Nein, laß uns den Abschied nicht hinauschieben.“ Er reichte ihr die Hand. Sein Gesicht war vollkommen unbewegt. „Ich wünsche dir eine sonnige Zukunft, Margot.“ Ihre Wimpern zuckten einige Male.

„Ich danke dir.“ Sie ließ ihre Hand in der seinen, die er leicht drückte.

Dann ging er, ohne zu zögern, zur Tür. Sie stand noch am Kamin, die Hände ineinandergekrampft.

„Fred!“ rief sie noch einmal und ihre Stimme klang heiser.

„Ja.“

Sie schluckte ein paarmal. „Mein Bild!“

„Das schide ich dir mit all dem andern.“ Er öffnete die Tür, und im Geiste hörte sie bereits das Zuschlagen der Haustür.

„Fred, geh' nicht so fort“, flehte sie plötzlich.

Er strich sich über das Haar.

„Wie meinst du das? Du hast doch selbst unseren Abschied gewünscht?“

„Ja, ja, das hab' ich. Aber ... ach, Fred“, und sie lief auf ihn zu und schloß die Tür, „geh' nicht so fort. Bleib' bei mir, Fred!“

Als sie wieder vor dem Kamin saßen, ihre Arme um ihn geschlungen, wie um ihn festzuhalten, sagte sie:

„Du fragst überhaupt nicht nach dem andern, Fred.“

„Weil es keinen andern gibt“, erwiderte er.

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß allerhand.“

„Auch, daß ich, daß ich nichts von alledem ernst gemeint habe — von unserem Abschied und so?“

„Ja, auch das.“

„Darum bleibst du so eifrig ruhig. Nun weiß ich es.“

„Kann schon sein.“

Sie dachte einen Augenblick nach.

„Tante Lucie hat doch recht“, sagte sie sinnend. „Wir passen nicht zusammen, du so selbstsicher und ich, und ich noch so ein Kind. Aber ich werde mir die größte Mühe geben, Fred ...“

„Versprich nicht zuviel“, sagte er und streichelte ihr das Haar.

Berechtigte Uebersetzung von W i l l y B l o c h e r t.